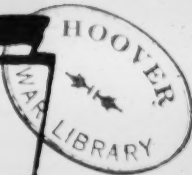


Saarheimatbilder



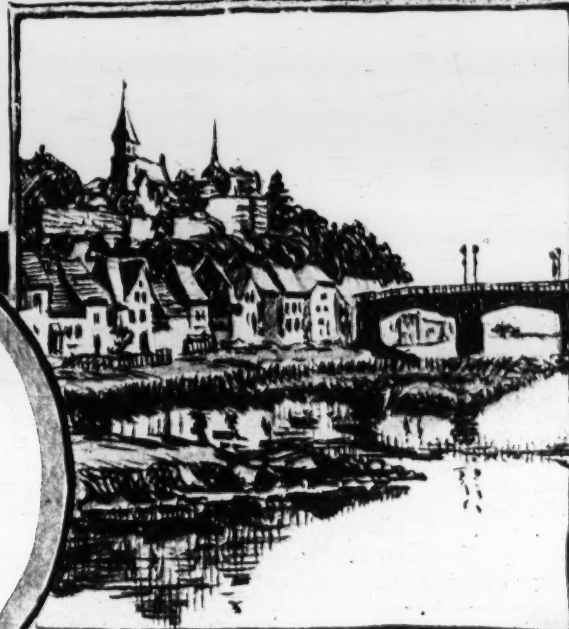
Illustrierte Monatsbeilage

zum

Saar = Freund



Nummer 1



Berlin, 15. Januar 1926

Das Saargebiet als engere Heimat.

Von Karl Willy Straub.

Erst seit dem Diktat von Versailles sprechen wir von einem „Saargebiet“ im Sinne eines politischen Begriffs. Ein Stück rheinpreussischen und pfälzischen Landes stellt seiner gemeinsamen Bodenschätze wegen heute ein einheitliches Ganzes dar. Wenn sich der „Saarländer“ auch stets seiner gewaltsamen Vermischung heterogener Völkcharaktere innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft bewußt bleiben wird, so kristallisiert sich doch mit den Jahren — genährt durch gleiches Schicksal und Auseinanderangewiesensein — ein engeres Heimatsgefühl heraus, das mehr oder minder bewußt von gemeinsamen Quellen gespeist sein will. Daß sich nach Ablauf von zehn Jahren (vielleicht schon früher) das Saargebiet wieder in seine Teile auflöst, spielt in diesem Zusammenhange keine Rolle.

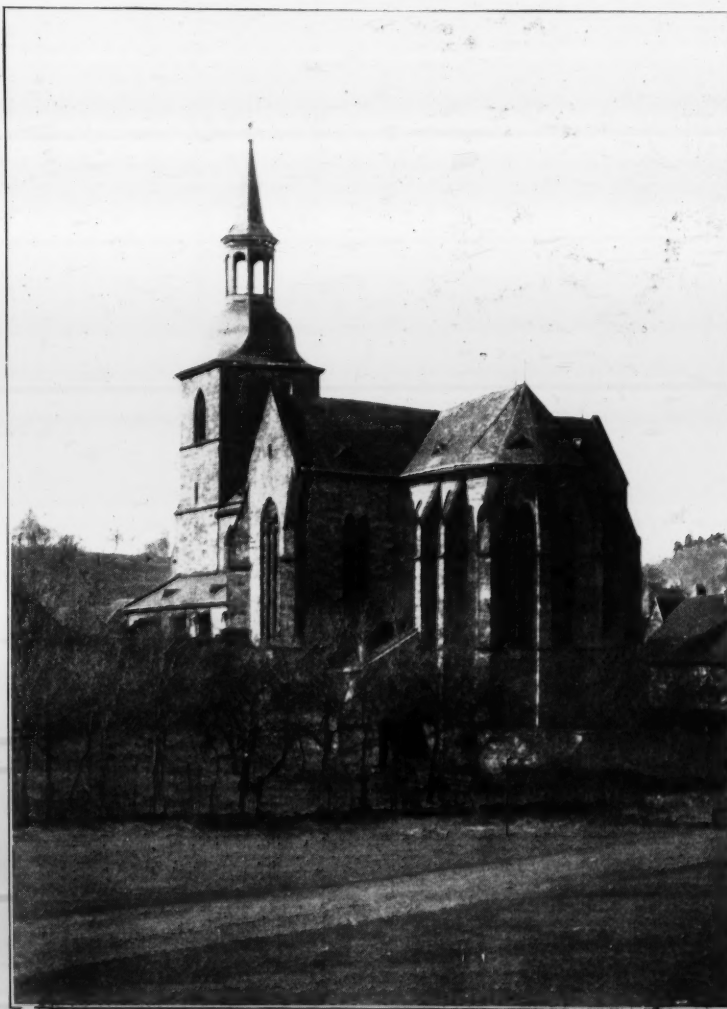
Eine der wichtigsten Quellen, aus denen eine Bevölkerung ihr Heimatsgefühl bezieht, ist neben der Landschaft die geschichtliche Vergangenheit. Erst die Bekanntschaft mit ihr läßt die Bewohner ein Verhältnis zu ihrem Grund und Boden gewinnen. Im selben Maße, in dem sie sich in seine Vergangenheit einleben, wird er zu ihrer Heimat.

Wohl selten hat man sich (auch vor dem Kriege schon) über einen im deutschen Sprachgebiet gelegenen Landstrich so

falsche Vorstellungen gemacht, wie über den Wetterwinkel im Westen, dessen Hauptstadt Saarbrücken ist. Abgesehen davon, daß man im Reiche vielfach von Saarbrücken als von

dem „Lothringischen Grenzeste“ sprechen hörte, verband man von je mit dieser Gegend den Begriff von Kohle und Ruß. Einer landschaftlichen Lieblichkeit, einer Tradition, einer künstlerischen Vergangenheit gar hielt man sie für gänzlich bar. Und dennoch gebietet die Gegend nicht nur über landschaftlich einzigartige Reize, sondern sie entbehrt auch nicht jener einen Landstrich erst lebendig machenden Historie. Einige der Denkmäler aus alter Zeit sollen uns im folgenden beschäftigen.

Fürstengeschlechter hinterlassen, wo sie gelebt und regiert haben, wohl immer mehr oder weniger sichtbare Spuren ihrer einstigen Wirksamkeit. Zum mindesten sorgen sie, ist ihnen ein größerer künstlerischer Wirkungskreis versagt, für ein ihrem Stande angemessenes Grabmal. So haben sich die Vorfahren der letzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, die Grafen von Saarbrücken, in der Stiftskirche zu St. Arnual, deren Schirm- und Gerichtsherren sie waren, 1446 bis 1627 Grabdenkmäler errichten lassen, die für die Kunstgeschichte des Saargebietes



Stiftskirche von St. Arnual.

Phot. Wenz, Saarbrücken.

außerordentlich wichtig sind. Eines der schönsten ist dasjenige, das dem Grafen Philipp II., seinem Vater und seinem Bruder, dem Domherrn Johann Ludwig, im Jahre 1559 im Renaissancestil errichtet wurde. In Lebensgröße stehen die drei Grafen in Nischen, die von reich verzierten Halbsäulen flankiert sind. Gewisse Embleme deuten die Tätigkeit an, der die Toten im Leben besonders ergeben waren. Der Vater trägt eine zierliche Streitart in der Rechten, während Philipps kriegerische Ader ein Kommandostab verrät. Das Denkmal wird von dem nassau-saarländischen Wappen gekrönt. Zu beiden Seiten stehen zwei nackte Genien mit gesenkten Fackeln.

Auch die Schloßkirche zu Saarbrücken erhält seit dem Dreißigjährigen Kriege ihre Bedeutung in der Hauptsache als Erbbegräbnis der gräflichen Mitglieder des Hauses Nassau-Saarbrücken. Auch hier hebt sich eines der Grabdenkmäler über den Durchschnitt hinaus. Wir meinen das dem im Kampfe für Kaiser und Reich im Gefechte am Kochersberg bei Zabern am 7. Oktober 1177 gefallenen Grafen Gustav Adolf und seiner Gemahlin Eleonore Klara errichtete. Das Denkmal ist von Coraille und stellt den Grafen in voller Rüstung dar, wie er sich mit der Rechten auf seinen Helm stützt. Vor ihm kniet betend seine Gemahlin in kaltenreichem Gewande und eigenartig plissiertem Kopfschmuck. Ueber den beiden erblickt man den Genius des Ruhms mit Dromete und Lorbeerfranz; hinter ihm einen trophäenartigen Aufbau von Fahnen, Lanzen, Trommeln und Kanonen, zur Seite das saarbrückische und das hohenslohesche Wappen. Am Sockel ruht der Todesengel mit Sense und Sanduhr, zu beiden Seiten zwei Genien mit gehobener und gesenkter Fackel.

So bemerkenswert die Anstrengungen der ersten Grafen von Saarbrücken auch sind, ihrer Hofhaltung das nötige Relief zu geben, so kann man doch recht eigentlich erst in den zwei letzten Fürsten Wilhelm Heinrich (1741—1768) und Ludwig (1768—1793) „die Schöpfer einer künstlerischen Vergangenheit“ erblicken. Daß ersterer bei seinem Tode eine Schuldenlast von zwei Millionen Gulden hinterließ, ist zu verstehen, wenn man der Bauten gedenkt, die unter seiner Regierung entstanden sind. Neben einer neuen Residenz mit prächtigen Gartenanlagen ist es vor allem die nach seinem Nachfolger genannte Ludwigskirche, ein monumentaler Barockbau von so edlen Maßen, daß ihn Dr. Karl Lohmeyer in die vorderste Reihe derartiger Baudenkmäler stellt. In dem Barockarchitekten Friedrich Joachim Stengel aus Zerbst hatte der kunstliebende Fürst den Mann gefunden, der seinem Hofe den baulichen Hintergrund verlieh, den wir heute bewundern. „In

ihrer (Ludwigskirche) Kunst“, sagte Lohmeyer, „fließen noch einmal alle die Einflüsse, wie sie der jetzt greise Meister in seinem langen Leben erfahren hatte, zusammen, um sich so zu einem eigenartigen, feinsinnig-harmonischen Gesamtbild zu vereinigen, das man nur mit voller Bewunderung in sich aufnehmen kann. Und so beschließt dieses Schlußwerk des Künstlers, das so spät im XVIII. Jahrhundert vollendet dastand, mit einem letzten volltönenden Akkord die immer noch lebensfrohe Kunst dieser Epoche in rheinisch-fränkischen Landen, schon in einer Zeit, als bereits der ernüchternde Neoklassizismus überall sein Werk des Zerstörens, des Verachtens und des Abstreifens aller Formenfülle und Grazie begonnen hatte.“

Aber nicht nur in Saarbrücken selber hat uns die Vergangenheit Werke anvertraut, die unmerklich, aber sicher das leise geknüppte Band eines engeren Heimatgefühles festigen helfen — nein, überall im ganzen Saargebiet (wenn wir es nur daraufhin untersuchen wollen) stoßen wir auf Ueberbleibsel einer Zeit, die, von der Industrie wie unter einer geologischen Schicht begraben, der Erweckung harren.

Wer wäre noch nicht auf seinen Wanderungen nach dem an einer der anmutigsten Stellen des Saartales gelegenen Mettlach gekommen! Und wer hätte sich des spontanen Ausrufes der Verwunderung enthalten können, wenn er plötzlich vor dem langgestreckten Riesengebäude der

Mettlacher Steingutfabrik stand! Eine Fabrik? Ja, aber erst, seit die ehemalige Benediktinerabtei am 22. Thermidor des Jahres 11

der französischen Republik (1803) als Staatsgut erklärt worden und in das Eigentum J. F. Bobs übergegangen ist. Aber noch wirkt der rote Sandsteinbau ganz als Kloster, dessen prächtige Fassade von einem Mittelportal von besonderer architektonischer Schönheit beherrscht wird. Einem baulustigen Abte, Ferdinand von Koeler, war es gelungen, den Erbauer in dem sächsischen Architekten Christian Kretschmar zu finden. Und gerade dieser Klosterpalast ist ein Beispiel für die noch urwüchsig echte östlich-barocke Kunst im Gegensatz zu der westlich beeinflussten eines Stengel. Die Gründung durch den Frankenherzog Lutwinus fällt in das Jahr 695. Mehr als tausend Jahre hat der Bienenfleiß der Benediktinermönche hier gesammelt, gesiebt, gelehrt.

Auf dem Rückwege von Mettlach kommen wir an dem reizend gelegenen, gleich einem Keile sich in ein Tälchen einschleibenden Städtchen Merzig vorüber. Da wir wissen, daß die von den Prämonstratensern ausgangs des XII. Jahrhunderts erbaute Klosterkirche ein hervorragendes Denkmal romanischer Baukunst ist, verlassen wir den Zug und geben uns willig dem Zauber des herrlichen Bauwerkes hin.



Phot. Weng, Saarbrücken.

Grabmal von Graf und Gräfin Gustav Adolf in der Schloßkirche von Saarbrücken.

Ein anderes Mal reizt uns der Schaumberg, der den Ruhm des höchsten Berges der Umgebung genießt, seit es ein „Saargebiet“ gibt! Und wenn den wandernden Naturschwärmer zunächst nur diese nüchterne Tatsache angezogen hat, um wieviel mehr muß ihm das Herz aufgehen, wenn er sein Auge über den zu Füßen liegenden Flecken Tholey mit seiner dreischiffigen Basilika schweifen läßt. In frühgotischem Stil ragen die Konturen der Abteikirche in die klare Luft und erzählen von der frühen Niederlassung der Benediktiner in dieser lieblichen Gegend.

Unter der Rosenhecke einer ebenfalls tausendjährigen Geschichte schmachtet das Dornröschen St. Wendel und harret des Ritters, der es mit dem Ruffe der Heimatliebe erlöst. Unvergänglich bleibt dem Besucher das seltsame Dreigetümm der katholischen Pfarrkirche, in deren ernstem gotischen Stil der barocke Zwiebelturm in der Mitte eine lustige Note bringt. Spätgotische Steinmetzkunst macht die Kanzel zu einem seltenen Denkmal der Vergangenheit.

Und nun noch ein Abstecker in den pfälzischen Teil des Saargebiets! Denn auch dieser hat für die Entstehung eines engeren Heimatgefühles historische Werte in Menge aufzuweisen. Greifen wir aus der Vielfalt nur eines heraus: Bliestadt. An der einst so wichtigen Römerstraße von Metz nach Mainz im Tale der Blies gelegen, tritt es uns als ehemaliger Sitz der Gaugrafen entgegen wie als erst jüngst wieder zu einer alten Bedeutung gelangter Gnadenort. Unter den Gaugrafen wechselte das „Castellum ad Blesam“ mehr als einmal seine Zugehörigkeit. Bald war es ein Lehen des Bischofs von Metz, bald stand es unter der Oberhoheit der Kurfürsten von Trier. Aber auch hier blieb es dem

XVIII. Jahrhundert vorbehalten, aus dem verschlafenen Landstädtchen eine Residenz zu machen. Dem kunstsinigen Geschlechte deren von der Lehen, die im Jahre 1711 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden, verdankt Bliestadt seinen Aufschwung und seine vornehmste Blütezeit. Keiner dieses Geschlechtes verstarb, ohne der Stadt ein soziales oder bauliches Denkmal zu hinterlassen. Wenn auch von dem ehemaligen Schlosse nur noch die Orangerie und die Hofkirche erhalten sind, so geben doch noch die steile, von edlen Bauwerken gesäumte Schlossstraße und die Bürgermeisterei im Städtchen selber ein Bild von der Fürstenresidenz im Geschmade jener Zeit. Allerdings fiel auch dieser Sitz den Schreckenstagen der französischen Revolution zum Opfer, und nicht ohne Mitgefühl begleiten wir die „Große Reichsgräfin“ Marianne auf ihrer Flucht vor der Guillotine.

Ein Vermächtnis aus Väterzeiten ganz anderer Art ist die auf einer Anhöhe über dem Städtchen gelegene Gnadenkapelle mit dem altberühmten und viel verehrten Gnadenbilde der „Schwarzen Mutter Gottes von Gräfinthal“, im Mittelalter „Unsere liebe Frau mit den Pfeilen“

genannt. Dieses Bild war fast siebenhundert Jahre lang verschollen, bis es, im Jahre 1911 aufgefunden, zwei Jahre später in großer Prozession in die Kreuzkapelle gebracht wurde. Seither ist der Ort wieder Wallfahrtsort, dessen Seelsorge von Kapuzinern wahrgenommen wird.

Daß das Saargebiet keineswegs der historischen Quellen entbehrt, die eine Bevölkerung braucht, um sich bodenständig zu fühlen, wird jeder zugeben müssen, der uns bis hierher gefolgt ist. An uns ist es, diesen unerschöpflichen Reichtum, den allzu materiell gerichtete Lebensauffassung vor dem Kriege als überflüssig erscheinen ließ, zu heben und der Bevölkerung im Lichte der Heimatliebe zu zeigen.

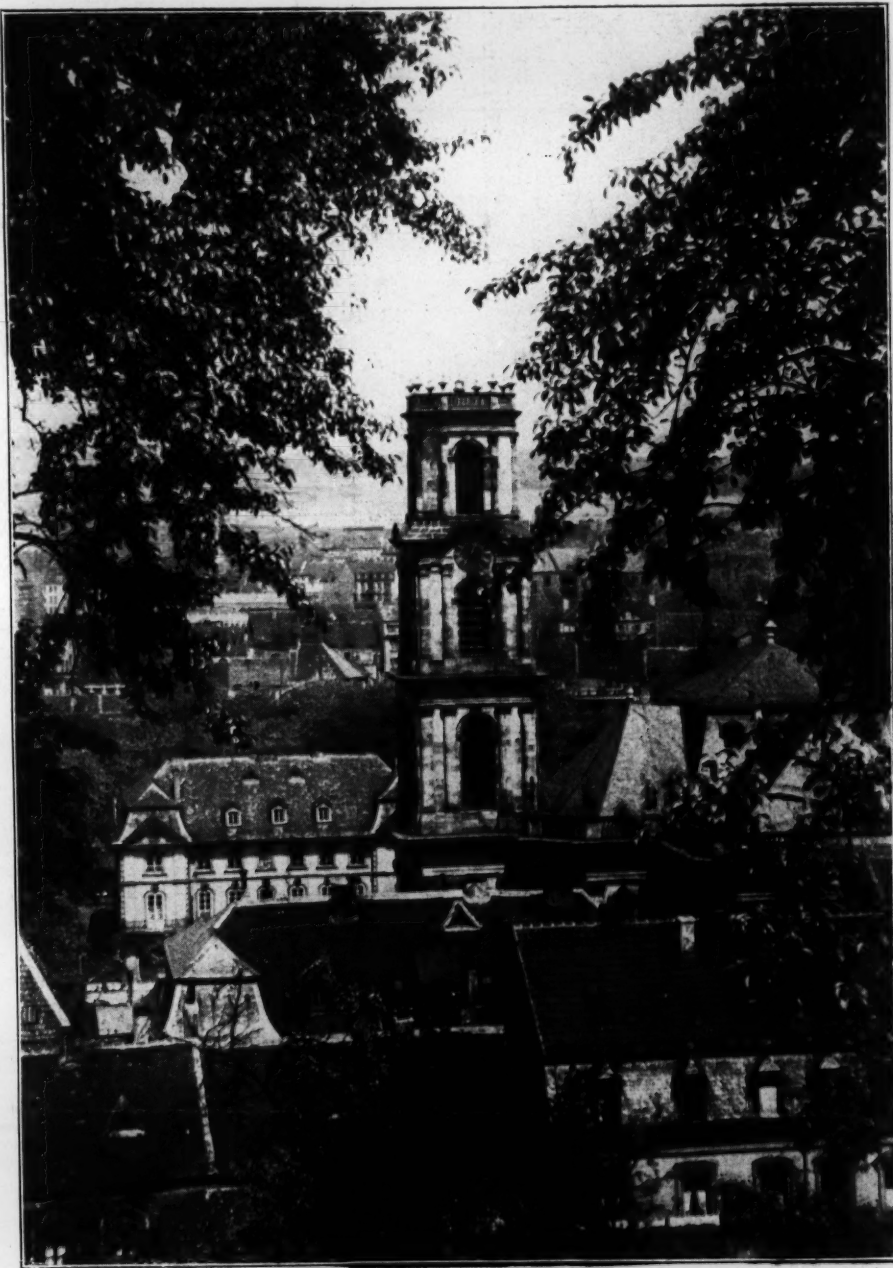
Dann wird die vertiefte Liebe zur „neuen“ Heimat, die ein Stück der alten ist, die Hoffnungen einer Generation stärken, die in der Wiedervereinigung der neuen mit der alten Heimat die Erfüllung ihres nun schon seit fünf Jahren genährten Traumes heranziehen sieht.

Saar- Heimatbilder.

Von H. P. Buchseitner.

Die St. Nikolauskapelle im Warndt.

Bereits um das Jahr 1270 wird in den tiefen Gründen des Warndtwaldes eine Nikolauskapelle erwähnt, die von den Mönchen des Benediktiner-Ordens unterhalten wurde, die hier auch ein kleines Kloster gegründet hatten. Graf Simon von Nassau-Saarbrücken hatte dieser Kapelle um genannte Zeit verschiedene Rechte übertragen, unter anderen auch das Patronat über die Kirche zu Nosseln (1290). Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges fiel dieses kleine Gotteshaus, wie das gesamte kleine Dörflein der Zerstörungswut rauer Schwedenkrieger zum Opfer und fand nie mehr einen Wiederauf-



Ludwigskirche vom Triller gesehen.

1901. w. e. n. g.,
Saarbrücken.

bauer. Als sich einige Jahrzehnte nach Beendigung des unseligen Krieges wieder Ansiedler in der verlassenen Gegend heimisch und sesshaft machten, fand zu den Ruinen der altherwürdigen Kapelle manche Prozession statt, wie uns dies Kirchenbücher der damaligen Zeit erzählen (siehe: „Geschichte des Warndts“). Daß bei der Armut der Warndtbewohner nach und nach die Reste des kleinen Gotteshauses vollständig verfielen, läßt sich leicht erklären. Das gänzliche Verschwinden der Kirchenmauern fällt nach den Aufzeichnungen zeitgenössischer Chronisten in die Zeit um 1782. Angeblich aus Polizeirücksichten wegen Baugefährlichkeit ließ Fürst Ludwig die Ringmauer-Ruinen der Kapelle bis zum Erdboden abtragen, wobei man auch schwere Quadersteine gewann; die dem Landesherrn willkommenes Baumaterial zur Errichtung des nahen Karlsbrunner Jagdschlösses (das heutige Oberförstereigebäude) waren.

Erst anfangs des 19. Jahrhunderts gingen die Bewohner von St. Nikolaus daran, sich eine neue Kapelle zu bauen (1807). Auf jede mögliche Weise suchten sie die notwendigen Mittel dazu



Phot. Wenz, Saarbrücken.

Inneres der Ludwigskirche in Saarbrücken.

zusammen zu bringen. Weil aber die Geldmittel nicht ausreichten, blieb der Kapellenbau teilweise unvollendet, so daß das kleine Gotteshaus einen weniger günstigen Anblick bot. Nach zehn Jahren erst erhielt es eine würdige Ausstattung und gab die Veranlassung dazu folgende „unglückliche Forstpartie“.

Anno 1816 machten zwei Förster des Warndtwaldes, Christian Mühlmann aus Karlsbrunn und Heinrich Josef Desquios aus St. Nikola eine gemeinschaftliche Tour über die bei Emmersweiler gelegene Schloßers Mühle nach Forbach. Beim Uebergang über die Rossel verbot ihnen der Sohn des damals auf genannter Mühle wohnenden Wiedertäufers Salzmann den betretenen Weg, was sich aber die beiden Waldmänner von dem bartlosen Burschen nicht gefallen ließen. Es entstand sogleich zwischen den beiden Förstern und dem jungen Salzmann eine Kauferei, in deren Verlauf letzterer von Mühlmann einen derartigen Schlag erhielt, daß der Junge infolge schwerer Körperverletzung bald nachher starb. Dieses bedauerlichen Vorfalles wegen kamen Mühlmann und Desquios, die gewiß nicht den Tod des jungen Salzmann beabsichtigt hatten, vorerst ins Gefängnis, dann vor das Schwurgericht in Saargemünd. Im Gefängnis gelobten beide Förster, den noch unvollendeten Bau der St. Nikolauskapelle instand zu setzen, falls in der Gerichtsverhandlung Freispruch für sie erfolgte, der denn auch wirklich eintrat. Bald nach ihrer Rückkehr lösten denn auch beide ihr gemachtes Versprechen und trugen gebührend zur Vollendung des begonnenen Kapellenbaues bei.

Anstellungsurkunden des Völklinger Pfarrers aus dem Jahre 1531.

Nachdem der Reichstag zu Worms anfangs des Jahres 1521 durch die Entscheidung Kaiser Karls V. bezüglich der großen Frage, die damals die deutsche Nation in ihrem Innersten erregt hatte, mit der Achtung Luthers, der Verbrennung seiner Schriften und einem gänzlichen Verbote der Neuerung geendet hatte, war damit auch die Stellungnahme des Saarbrücker Grafen Johann Ludwig (1472–1545) entschieden, zumal er ein treuer Anhänger des Kaiserhauses und der alten Kirche war. Bei seiner Strenggläubigkeit schien es sozusagen ausgeschlossen, daß in seinem Lande die Reformation irgendwelche Aufnahme finde. Entsprechend seiner religiösen Gesinnung, wohl auch infolge der Wirkung des vom Kaiser im Jahre 1526 an die Reichsfürsten erlassenen Briefes, sorgte der Graf weitgehend für die kirchlichen Bedürfnisse seiner Untertanen durch Abschaffung von Mißbräuchen, Herabsetzung der Feiertage usw.

Wie sehr ihm ein einwandfreies Wirken der Geistlichen am Herzen lag, das zeigen zweifellos die Pfarrer-Präsentationen und Bekenntnisse, die wir aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts besitzen. Die Anstellungsurkunde des Pfarrers von Völklingen (Völklinger Hof) aus dem Jahre 1531 lautete:

„Wir Johann Ludwig, Graf zu Nassau und Sarbrücken usw. thun kundt und bekennen! Nachdem wiland Her Jacob von Lieschdorf, Kirchherr zu Völklingen, dem Gott gnad, nechst verwichen als letzter Besitzer und Inhaber der Pfarrkirch zu Völklingen und Capelle zu Geislautern mit tod abgangen und vercheiden, deshalb uns dann die benannt Pfarrkirch und Capelle, als dem rechten Collatori von unserer Graffschaft Sarbrück wegen uff craft Jus patronatus ledig worden, heimgefallen und zugestorben ist. Das wir dem Ersamen Hern Johann von Tillingen, Priester, Trierer Bistums, umb Gots, auch sin und siner guten Fründ, flisser und demutiger Bit willen sollich bemelt Pfarrkirch und Capelle gegeben haben. Geben ihme die und presentiren ihn daruff und dahin um und mit craft des Briefs inn der besten Form und Maß, wie sich das gepürt.

Doch das derselbig Her Johann sollich obgemelt, Pfarrkirch und Capelle, wie sich geziemt, by irer Gerechtigkeit, Herrlichkeit und Zugehöre, soviel ihn das angeht, nach seinem besten Vermög handhaben, behalten und darüber nit driben soll. Mit güttlich Bitt, denselbigen heruff zu Investieren ihne innzusetzen und darzu kommen zu lassen, inn Maß sich das ferner zu thun eget und erheischt, alles ungewerlich. Des zu Urkundt haben Wir unser Secret Siegel heruf truken und geben lassen, uff Dienstag nach dem Sonntag Trinitatis anno 1531.“

Auf diese Anstellungsurkunde hin mußte der jeweilige Pfarrer ein Bekenntnis für den Collator, der in Völklingen der Graf war, ausstellen, worin er versprechen mußte, sein Amt als Pfarrer der Völklinger Hofgemeinden nach bestem Können und Gewissen zu verwalten. Dies Bekenntnis aus dem Jahre 1531 besagt wörtlich folgendes



Chem. Abtei-Kirche, Mettlach.

Phot. Wenz, Saarbrücken.

„Ich Johannes von Tillingen, Priester Trierer Bistums, thun kunt und bekennen mit diesem Brief meiner eigenen Handschrift gegen allermeniglich! Nach dem und als der Wolgeborene Herr, Herr Johann Ludwig Graf zu Nassau und zu Saarbrücken, mein gnediger Her, mich umb min und miner guter Frind demutigen und fleißiger Bet und umb Gots willen mit der Pfarrkirchen zu Fölllingen und der Capelle zu Geißluthern, in Trierer Bistums gelegen, begabt, versehen und daruff präsentiert hat; Da gereden und geloben ich by miner Priesterlichen Würd, höchsten Treuwen und geloben in eins rechten Ends statt, sollich Pfarrkirch und Capelle nit zu perumtieren, zu übergeben durch keinerley Gewalt Päpstlicher oder weltlicher Oberkeit ohne Wissen und Verwilligung vorgemelten meines gnedigen Herrn. — Sondern selbs Residenz daruff zu thun, die versehen und meinem Vermögen by irer Gerechtigkeit zu behalten zu handhaben wie sichs gepürt.

Und wer es . . . das ich nit selbs Residenz daruff thun wollt, soll ich seinen Gnaden die, als dem rechten Collator wieder zu Handen stellen und übergeben. Ich soll auch alle Wochen inn gemelter Pfarrkirchen zu Fölllingen zwo Messen thun und in der Capelle zu Luthern (Geislautern) ein Meß, und zu vier Wochen ein Huber (-Hof) Meß in der Capelle haben und die ander Wochenmeß nichts desto weniger thun, von welliger Huber Meß mir die Nachparrn von Luthern Jars insonderheit ein Guld in geben als es getreuwlichen sondern als Gevert. Zu Urkund und Beceßigung alles obstat, hab ich dis mit meiner eigen Hand geschrieben und priesterlicher Wird zu halten versprochen. Actum und datum Dienstag nach dem Sonntag Trinitatis anno 1531.“

Bemerkenswert und hier noch angeführt zu werden verdient noch ein anders Kuriosum aus der alten Grafenzeit. Es durfte nämlich kein Bürger oder Bauer seinen Sohn Priester werden lassen, bevor dazu erst die Einwilligung des Grafen eingeholt war. Wir besitzen einen solchen „Bevolligungsbrief, Priester zu werden“ aus der Zeit des Grafen Johann Ludwig von Saarbrücken vom Jahre 1525, der dem Sohne eines Saarbrücker Bürgers erteilt wurde und wie folgt lautet:



Chem. Abtei in Tholey. Phot. Wenz, Saarbrücken.

„Wir Johann Ludwig, Grave zu Nassau und zu Sarbrücken usw. thun kunt und bekennen — So und als Johannes Cardonis, Heizen unsers Bürgers zu Sarbrücken elicher Sonne, uns demutig und fleißig gebeten und ansuchen laßen. Nachdem er sich eine Zit lang in der Schul gehalten, und durch solliche in Andacht kommen, priesterlich Wirdigkeit an sich zu nemen, Got dem allmechtigen desto fruchtbarlicher zu dienen. Das denn derselbig Johannes und keiner unser Graßschaft Sarbrücken nach Herkommen derselbigen on unser Willen nit Macht hat, oder thun mag, da haben wir angesehen sollich sein und seiner guten Freund demuthig bit, auch daß er Got dem allmechtigen for uns und unser Voreltern betten solle und im sollich gnediglich gegünnet und gewilliget, junnen und gewilligen und erlauben im das in kraft unsers Briefs, sofern er sunst dazu dogentlich und genügsam, da er sollich Ordnung und Wirdigkeit an sich nemen mag, und das unverhindert unserer und aller Unseren. In Urkund unsers hierunder uffgedruckte Secret Insignels geben uff Dienstag post Invoavit Anno 1525.“

+

Die Geschichte der Ludweiler Kirmes.

Wenige Volksfeste der in Frage kommenden Art beruhen auf historischer Basis; teils werden sie noch heute in Verbindung mit dem Kirchenpatronsfeste (bei den Katholiken) gefeiert, teils unabhängig von demselben, wie das bei den Protestanten ganz natürlich ist. In der weiten Umgebung dürfte die Ludweiler Kirmes meines Wissens das einzige Volksfest dieser Art sein, das auf ganz interessanter historischer Basis beruht.

In früheren Zeiten hatten die verhältnismäßig wenigen Protestanten, die vom Warndt aus an der lothringischen Grenze bis nach Meß wohnten, meistens keinen eigenen Pfarrer. Zudem waren die Anhänger der Reformation im französischen Lothringen und in Frankreich selbst lange Zeit (bis 1789) schweren Drangsalen ausgesetzt. Im Jahre 1685 ließ sich König Ludwig XIV. durch den Eifer für seine Religion reizen, mit Gewalt gegen seine reformierten Untertanen vorzugehen. Nachdem er ihnen schon zu Anfang seiner Regierung die Kappe durch vielfältige Kränkung und Einengung ihrer Freiheit zugeschnitten, wiederrief er nunmehr öffentlich das Edikt von Nantes, ließ viele mit Waffengewalt und den denkbarsten Martern zur Verleugnung ihres Glaubens zwingen; diejenigen, die sich nicht dazu bequemen wollten, wurden vielfach in die Gefängnisse und auf die Galeeren geschickt. Man hat ausgerechnet, daß durch dieses Vorgehen Frank-

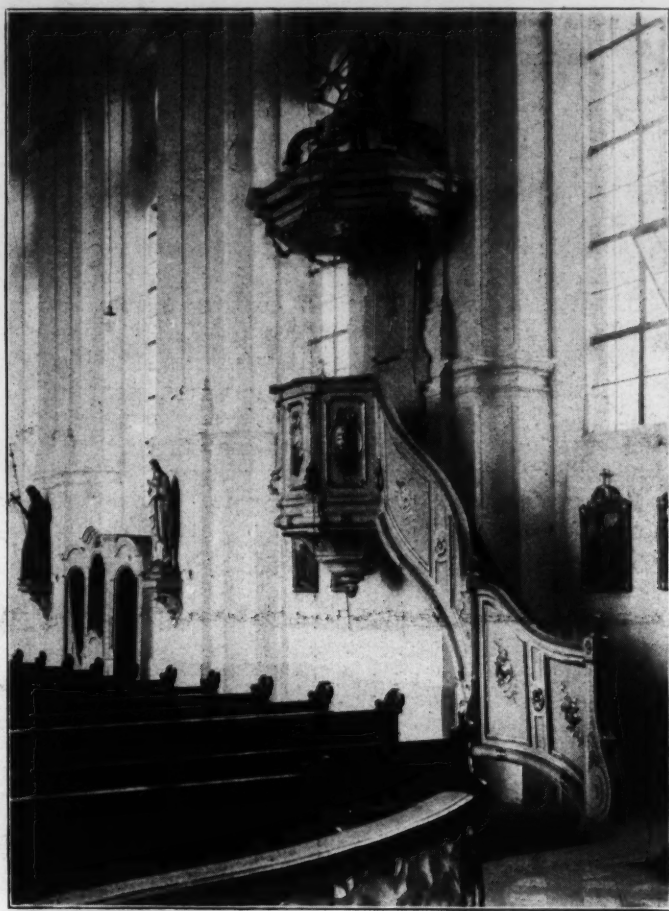


Blick auf den Dom zu St. Wendel.

Phot. Wenz, Saarbrücken.

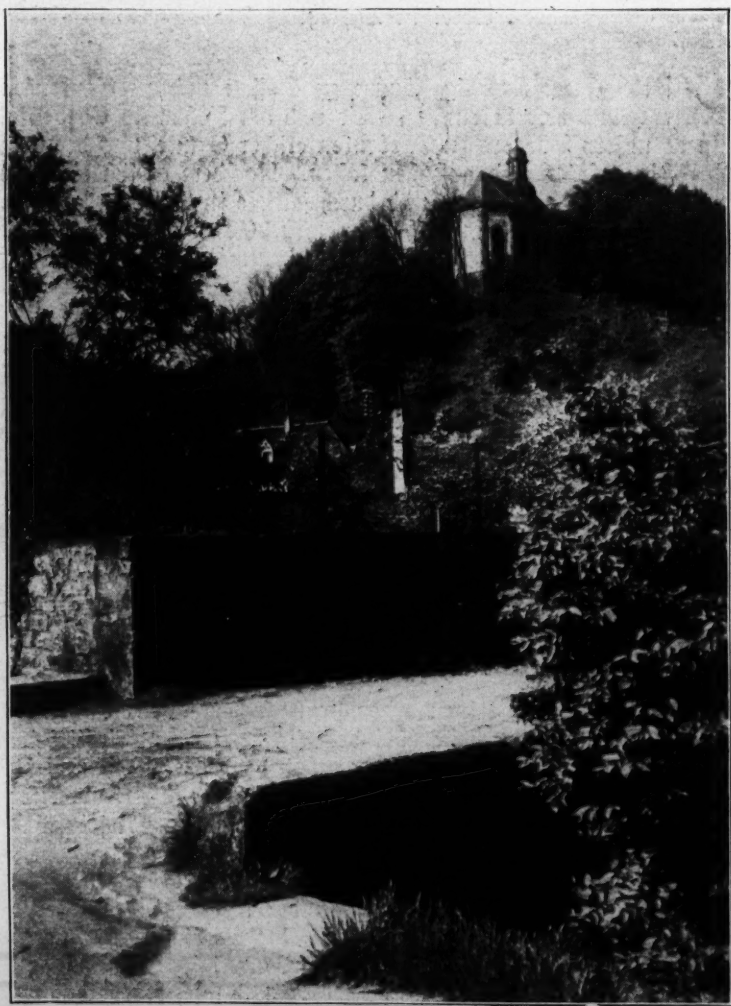
reich an 800 000 Menschen verlor, die teils unter Mitnahme wertvoller Habe unbemerkt bei Nacht und Nebel, teils so in benachbarte Länder auswanderten, wo sie nach der Entvölkerung infolge des unseligen Dreißigjährigen Krieges durchweg wohlwollende Aufnahme fanden. Da man zeitweise die „Ketzerei“ ganz auszurotten suchte, konnten die Protestanten in Frankreich kaum mehr ruhig und friedlich ihrer Glaubensübung nachgehen. Viele zogen es vor, auszuwandern und sich einen neuen Wohnsitz zu suchen. Da dieser Umstand zu einer Entvölkerung des Landes zu führen drohte, wurden die Grenzen vielfach gesperrt und bewacht; dennoch gelang es vielen, unbemerkt die Heimat zu verlassen. Wohlwollende Aufnahme fanden sie im Lande des Großen Kurfürsten; auch die Saarbrücker Grafen zögerten durchaus nicht, solchen Einwanderern französischer Nationalität, zumal man bislang gute Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte, Aufnahme in ihrem Lande zu gewähren. Vielfach waren es tüchtige Handwerker und Landwirte, die sich in der Grafschaft niederließen. So verdanken wir beispielsweise die Begründung unserer saarländischen Glasindustrie, nämlich die Entstehung der ersten Glashütte zu Wilhelmbrunn im Warndtvalde (bei Kreuzwald) Anno 1618 französischen Kolonisten, die sich mit des Saarbrücker Grafen Erlaubnis 1604 an der Rixfurth im Warndt niederließen und so die Gründer des heutigen Ludweiler wurden. In dem während des Dreißigjährigen Krieges verlassenen Orte siedelten sich 1685 zum zweiten Male französisch-lothringische Auswanderer an, die anfangs des 18. Jahrhunderts wieder eine Pfarrkirche und einen Pfarrer hatten, der der französischen Sprache kundig war (siehe: „Geschichte des Warndts“ S. 7–8).

Religiöses Bedürfnis führte von Zeit zu Zeit viele Untertanen des französischen Königs, die trotz aller gegen sie geführten Religionskämpfe ihrem Glauben treubleiben, in benachbarte



Phot. Wenß, Saarbrücken.

Kanzel der Schloßkirche in Bliestal.



Phot. Wenß, Saarbrücken.

Gnadentapelle in Bliestal.

deutsche Kirchen ihres Kultus, um in denselben vorzugsweise das Abendmahl zu nehmen, die Kinder taufen und konfirmieren und Ehen einsegnen zu lassen. So kamen benachbarte Reformierte französischer Nationalität sogar aus Kurzel bei Metz und Umgebung zu eben genanntem Zwecke nach Ludweiler. Für viele lag der Grund einer solch weiten Reise wohl darin, daß zwischen ihnen und den Bewohnern von Ludweiler ein verwandtschaftliches oder freundschaftliches Verhältnis bestand; denn noch heute finden sich in Kurzel manche Bewohner, die gleichen Namens mit in Ludweiler ansässigen Bürgern sind. Regelmäßig also empfingen diese reformierten Franken französischer Zunge am ersten Sonntage des September und diejenigen deutscher Zunge am zweiten Sonntage des gleichen Monats alljährlich in der lutherischen Kirche zu Ludweiler das Abendmahl. Bei dieser Gelegenheit bewirteten die Ludweiler Protestanten ihre französischen Glaubensgenossen mit viel Freude und großer Uneigennützigkeit. Es waren diese Tage ein wahres Volksfest für jung und alt. Auf diese Weise kamen die beiden Kirmessonntage zustande, wie wir sie heute in Ludweiler noch kennen. Als dann die erste französische Revolution, die im Jahre 1789 zu Paris ausbrach, bald für alle Religionsbekenntnisse volle Kultusfreiheit brachte, hörte natürlich nach und nach der fromme Besuch dieser Ausländer und damit auch die festliche und gastfreundliche Bewirtung derselben von selbst auf. Doch die nun einmal entstandene Dorfkirmes wollte man aus naheliegenden Gründen nicht gerne aufgeben, und feierte man auch weiterhin in Ludweiler an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen die Erinnerung an den frommen Besuch ausländischer Glaubensbrüder. Um nun weniger durch des Vorherbstes häufige Feld- und Wiesenarbeiten in den Kirmesfreuden gestört zu werden, verlegte man um das Jahr 1800 etwa die jährliche Hauptkirmes auf den dritten Sonntag im September und die Nachkirmes auf den vierten Sonntag des genannten Monats. In unserer Zeit erfolgte erneut eine Verlegung dieses historischen Volksfestes.